Old Shatterhand in Ehren ....

Eine Karl May-Ausstellung der Urania.

Winnetous Silberbüchse, den berühmten Henrystutzen, Sklapiermesser, prächtige Mokassins, ein Totem und einen veritablen Skalp mit dem dazugehörigen Tomahawk, dies alles und noch viele weitere Kostbarkeinen der Indianerromantik, deren bloße Aufzählung heute noch wie einst die jugendliche Phantasie entzünden möge, werden in der nächsten Zeit im Rahmen einer Ausstellung in der Urania zu bewundern sein. Das Karl May-Museum in Radebeul, dem sächsischen Heimatstädtchen Old Shatterhands, hat all diese Erinnerungsstücke und handgreiflichen Wirklichkeiten aus den Traumabenteuern des großen Fabulierers zur Verfügung gestellt. Wenn es schon für einen Buben keinen größeren Genuß geben mag, als mit roten Ohren und glühenden Augen über einem Karl May-Buch zu sitzen, jetzt wird dieser Genuß noch eine raffinierte Erhöhung erfahren. Karl May im Volksbildungshaus! Wer hätte das zu seinen Lebzeiten je vermutet? Die Zeit seiner moralischen Rettung und Rehabilitierung scheint nun da zu sein, und eine dankbare Nachwelt versucht gutzumachen, was man einst an dem vielleicht phantasievollsten aller deutschen Schriftsteller gesündigt hatte.

Karl May auf dem moralischen Index: gar nicht so lange ist das her. Man erinnert sich noch an die zahllosen Debatten, die der Streit um den Wert und Unwert des Mayschen Lebenswerkes allenthalben entfesselt hatte. Seine Gegner alarmierte vor allem der geradezu beispiellose buchhändlerische Erfolg Mays. Gegen sechzig Bände hat er veröffentlicht, und wahrlich nicht vergebens, denn die Erträgnisse seiner geschwinden Feder waren so reich, daß sie sich zu Millionen sammelten. Gegner entstanden ihm, die einfach die ganze Art dieser Literatur verwarfen, als schädlich, verrohend und besonders für Kinder gefährlich bezeichneten und bekämpften. Andre griffen ihn persönlich an, denunzieren ihn als Heuchler und gebornen Verbrecher, griffen auf Jugendverirrungen Mays zurück, die sich ein halbes Jahrhundert vorher ereignet hatten. Es fehlte freilich auch nicht an Plädoyers zugunsten des Autors. Der Streit spitzte sich schließlich in die Frage zu: Hat Karl May die fernen Länder, die er schildert, wirklich selbst betreten? Hat er die unerhört schreckensvollen Abenteuer, von denen er behauptet, es seien persönliche Erlebnisse, wirklich selbst erlebt? Damit war also das Kuriosum geschaffen, daß man von einem Schriftsteller gewissermaßen den Wahrheitsbeweis für die Produktion seiner Phantasie forderte. Und noch eins warf man ihm vor: übertriebene Frömmelei und Bigotterie. Old Shatterhand, in der großen afrikanischen Wüste, in den Steppen Asiens, in den Urwäldern Amerikas, in abenteuerliche Kämpfe mit Strauchrittern, Buschkleppern, Rothäuten, Beduinen und Grislybären verwickelt, tausendmal dem Untergang geweiht und tausendmal Sieger, in steter Todesgefahr, böser Feinde sich erwehrend, der raffiniertesten Tücke durch noch gelenkigere Klugheit entgehend – er, Karl May – ein Gottsucher und Edelmensch, wie er selbst stets beteuerte? Den Reim wolle man nicht gelten lassen. Und doch lag dieser scheinbare Widerspruch so sehr in seinem Schicksal begründet.

May wurde im Jahre 1842 im sächsischen Erzgebirge in dem Oertchen Hohenstein-Ernsttal als Sohn eines armen Leinenwebers geboren. Furchtbare Armut herrschte in seinem Vaterhause. May berichtet erschütternd darüber in seiner Autobiographie: „Wir baten uns von unserm Nachbarn des Mittags die Kartoffelschalen aus, um die wenigen Brocken, die vielleicht noch daran hingen, zu einer Hungersuppe zu verwenden. Wir gingen nach der Roten Mühle und ließen uns einige Handvoll Beutelstaub und Spelzenabfall schenken, um irgend etwas Nahrungsmittelähnliches daraus zu machen. Wir pflückten von den Schutthaufen Melde, von den Rainen Otterzungen und von den Zäunen wilden Lattich, um das zu kochen und den Magen zu füllen. Die Blätter der Melde fühlen sich fettig an. Das ergab beim Kochen zwei oder drei kleine Fettäuglein, die auf dem Wasser schwammen.“ Nach der Volksschule wollte May Lehrer werden. Schon damals offenbarte sich der abenteuernde Sinn des Jungen; er verübte einige Jugendstreiche und entwich in die sagenreichen Wälder seiner Heimat, wo die verfallenen Raubnester Rubenstein und Kauffungen besondere Anziehungskraft auf ihn übten. Durch einige Verfehlungen kam May mit der Polizei in Konflikt und geriet ins Gefängnis. Während er noch seine Strafe verbüßte, begann er zu schreiben, und in den Beamten des Strafhauses fand er seine ersten Gönner und Förderer. Wieder in Freiheit, etablierte er sich als Schriftsteller. Und nun kam in rascher Aufeinanderfolge ein Band nach dem andern heraus, May schrieb nach eigener Aussage seine Romane ohne Konzept oder nochmalige Durchsicht direkt für den Druck nieder, und nur so erklärt sich die stattliche Fülle seines Lebenswerkes. Ein einzigartiges Phänomen

phantasievollster Fabulierlust offenbarte sich in ihm, May schilderte Länder und Menschen aus den fernsten Erdteilen, ohne je dort gewesen zu sein. Viel später erst, als arrivierter, vermögender Mann, lernte er die Schauplätze seiner Erzählungen auf weiten Reisen kennen, und da konnte er feststellen, daß die Wirklichkeit den Gebilden seiner Phantasie oft sehr ähnlich sah. Eine Erfahrung, die – in gehörigem Abstand erwähnt – schließlich auch Schiller mit seinem „Wilhelm Tell“ machte. Auf der Höhe seines Ruhmes, seiner großen, äußeren Erfolge, die ihm seine Reiseromane eingetragen hatten, kam die Wandlung, die sich freilich schon in manchen Kapiteln seiner Abenteuererzählungen angekündigt hatte. „Lerne verstehen, daß du ein höheres Ziel hast als Erdenglück und Ruhm, lerne erkennen, daß der Tod die Geburtsstunde des ewigen Lebens ist. Zürne nicht deinen Feinden, sondern liebe sie, und die wirst finden, daß sie deiner Liebe würdiger sind als du glaubst; es gibt keine schönere Rache als die Liebe.“ Auf dieser Bahn ungefähr bewegen sich die „Himmelsgedanken“ Karl Mays, eine Gedichtsammlung, die inbrünstig für die christliche Weltanschauung warb. Sie trug ihm vielfach den Vorwurf der Heuchelei ein, und May kämpfte mit bewundernswerter Zähigkeit auch gegen diese Gruppe seiner Widersacher.

Spät erst, knapp vor seinem Tode, wurde ihm Genugtuung zuteil. Er fand sie in Wien gelegentlich eines Vortrages als Gast des Wiener Akademischen Verbandes für Literatur und Musik im Sophiensaal. Es war im März 1912, zwei Wochen vor seinem Tode. Ein überfüllter Saal begrüßte den greisen Schriftsteller mit stürmischem Beifall. Trotz seinen siebzig Jahren sah er noch rüstig aus. Eine schlanke, ungebeugte Gestalt, das bleiche Gesicht mit dem buschigen, grauen Schnurrbart ausdrucksvoll und interessant, das noch ziemlich dichte Haupthaar grau meliert. Auch sein Organ hatte überraschende Kraft, es beherrschte den großen Saal mühelos und ließ während der zwei Stunden, die der Vortrag währte, keine Ermüdung spüren. „Empor zum Edelmenschen!“ lautete das Thema, das er nicht als Künstler, nicht als Philosoph, sondern vom rein menschlichen Standpunkt behandelte. Man vernahm die ergreifenden Konfessionen eines Menschen voll Temperament und brennender Phantasie, den ein guter Stern auf gefährlichen Zickzackwegen hinan zum Erfolg trieb. Aus eigener Kraft hatte er sich durchgerungen und durchgearbeitet, wenn auch nicht zum Edelmenschen, von der er in seinem Vortrag sprach, so doch zu einer ganzen, eigenartigen Persönlichkeit.

Karl May hatte viele Gegner; daß aber auch hervorragende Schriftsteller seine Fähigkeiten anerkannten, das beweist eine Reihe von Briefen, die dem Akademischen Verband anläßlich des Wiener Vortrages Karl Mays zugingen. So schrieb Hermann Bahr: „Wer so viel Haß, Neid, Verleumdung, Wut, Liebe, Bewunderung und Streit erregt wie Karl May, verdient es schon um dieser Kraft willen, gehört zu werden.“ Berta Suttner erklärte: „Ein Autor, der eine ganze Jugendgeneration durch seine spannenden, phantasiereichen Erzählungen zu fesseln verstand, nimmt jedenfalls einen achtunggebietenden Rang ein.“ Heinrich Mann schrieb unter anderm: „Ich höre, daß Karl May der Oeffentlichkeit so lange als guter Jugendschriftsteller galt, bis irgendwelche Missetaten aus seiner Jugend bekannt wurden. Angenommen aber, er hat sie begangen, so beweist mir das nichts gegen ihn – vielleicht sogar manches für ihn. Jetzt vermute ich in ihm erst recht einen Dichter!“ Und Roda Roda meinte mit keckem Mut: „Wenn ein Buch langweilig ist und man darf gähnen, so ist es dumm. Wenn ein Buch langweilig ist und man darf nicht gähnen, so ist es literarisch. Weit zahlreicher als die verkannten Genies sind die durchschauten Dummköpfe. Und: die undurchschauten Dummköpfe unsrer Aesthetenbranche müssen zu Karl May neidisch aufblicken, weil er Phantasie hat.“ M. M. D.

Aus: Neues Wiener Tagblatt, Wien. 28.11.1935.
Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, April 2019